Die Bestimmung der Erdgestalt

Von Professor Dr. O. Hecker.

Begeben wir uns an einen Ort, der uns eine nach allen Seiten freie, nicht durch Häuser oder Bäume eingeengte Aussicht bietet, so stellt sich das kleine Stückchen Erdoberfläche, das sich vor unseren Augen ausbreitet, als eine, abgesehen von Erhöhungen und Vertiefungen, nach allen Seiten ausgedehnte Scheibe dar, auf deren Begrenzung das Himmelsgewölbe zu ruhen scheint. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Alten das, was sie mit dem Auge und unmittelbar wahrnahmen, auf die ganze Erde übertrugen und sich somit die Erde als eine flache Scheibe dachten, die auf dem endlos ausgedehnten Ozean schwimme. Es bedurfte jedoch nur geringer Ueberlegung, um zu der Erkenntniß zu kommen, daß die Auffassung eines endlos sich ausdehnenden Ozeans nicht richtig sein konnte, denn die Sonne, die jeden Morgen im Osten aus dem Ozean emporstieg, in den sie Abends im Westen wieder hinabtauchte, war doch jeden Tag die gleiche Sonne; sie mußte also unter der Erde durchgehen.

Man ließ daher schon früh die Annahme einer unbegrenzten Erde fallen. Aristoteles scheint der Erste gewesen zu sein, der lehrte, daß die Erde die Gestalt einer Kugel habe, die frei im Raume schwebe und den Mittelpunkt des Weltalls bilde. Merkwürdigerweise kam diese Lehre erst sehr spät zu allgemeiner Geltung. Wir finden nämlich noch viele Jahrhunderte später bei Tacitus die Vorstellung einer scheibenförmigen Erde, die allseitig vom Ozean umflossen wird.

Nach der Aufstellung der Lehre von der Kugelgestalt der Erde lag der Gedanke nahe, ihre Ausmessung zu versuchen, um einen Begriff von ihrer Gestalt und Größe zu bekommen. Eine erste Erdmessung führte bereits der alexandrinische Gelehrte Eratosthenes aus; wenn sie auch bei dem Mangel an exakten instrumentellen Hilfsmitteln nur sehr ungenau sein konnte, so ergab sie doch bereits den Beweis, daß die Erde eine Kugel sei. Auch ihre Dimensionen konnte Eratosthenes annähernd ermitteln. Newton, der das fundamentale Gesetz der Anziehung der Massen, das den Himmelskörpern ihre Bahnen vorschreibt, auffand, schloß aus theoretischen Gründen, daß die Erde keine vollkommene Kugel sein könnte, sondern daß sie die Form eines abgeplatteten Rotationsellipsoids haben müsse. Diese Annahme hat sich durch die späteren Messungen im Großen und Ganzen als richtig erwiesen.

Zur Bestimmung der Gestalt der Erde bedienen wir uns der Gradmessungen oder der Schwerkraftmessungen.

Bei den ersten, den Gradmessungen, wird die Länge eines Gradbogens an verschiedenen Orten auf der Erde gemessen, und es wird dann für die Endpunkte sowie für geeignete Zwischenpunkte jedes Bogens die geographische Lage durch astronomische Beobachtung bestimmt. Aus diesen Messungen lassen sich dann die Elemente eines Rotationsellipsoids bestimmen. Die erste große Unternehmung dieser Art, nämlich in Peru und Lapland, wurde von Frankreich ausgeführt, wobei sich die von Newton geforderte Abplattung der Erde an den Polen bestätigte. Dieser Messung sind viele andere gefolgt, aus denen Laplace und dann namentlich Bessel als Figur der Erde ein Rotationsellipsoid mit einer Abplattung an den Polen von 1/299 ableitete, ein Werth, der noch heute in Geltung ist.

Die andere Art, die Gestalt der Erde zu bestimmen, sind die Schwerkraftmessungen. Die Geschwindigkeit, die ein an der Oberfläche der Erde frei fallender Körper am Ende der ersten Sekunde erlangt hat, gibt uns ein Maß für die Schwerkraft. In dieser Weise läßt sich aber die Größe nicht genau messen. Dafür besitzen wir aber in dem Pendel ein ausgezeichnetes Instrument für sehr genaue Schwerkraftmessungen. Denn die Anzahl der Schwingungen, die ein Pendel von bestimmter Länge macht, hängt von der Größe der Schwerkraft ab. Vergleichen wir also die Anzahl der Schwingungen eines Pendels mit unveränderlicher Lage an verschiedenen Orten, so können wir einen Rückschluß auf die Schwere an diesem Orte machen.

Solcher Bestimmungen wurden nun besonders in den letzten Jahren eine große Anzahl gemacht, so daß der Direktor des Geodätischen Instituts in Potsdam, Geheimer Regierungsrath Helmert, 1895 an verschiedenen Orten ausgeführte Schwerkraftbestimmungen seiner Berechnung der Abplattung der Erde zugrunde legen konnte. Er erhielt fast den gleichen Werth, den Bessel ermittelte, nämlich 1/299. Die mathematische Erdgestalt zeigt aber Abweichungen gegen dieses Rotationsellipsoid. Die äußere Rinde der Erde hat nämlich, soweit sie uns zugänglich ist, eine sehr verschiedene Dichtigkeit, die sich jedenfalls noch ziemlich tief unter der Oberfläche erstreckt. Die Richtung der Schwere, wie sie uns das Lot anzeigt, ist aber von dieser unregelmäßig vertheilten Massenanordnung der Erdrinde abhängig. Denken wir uns nun eine Fläche, auf der das Lot überall senkrecht steht, und von der die Oberfläche des Weltmeers einen Theil ausmacht, so erhalten wir das, was wir im geometrischen Sinne die Oberfläche der Erde nennen.

Für diese mathematische Erdoberfläche hat Listing später den Namen Geoid eingeführt.

Die Abweichungen zwischen dem Rotationsellipsoid und dem Geoid sind trotz der gewaltigen Pressungen und Verschiebungen, die die Erdrinde bei ihrer Erstarrung und auch noch später erfuhr, nicht sehr erheblich. Nach Helmert dürften sich die Abstände zwischen den beiden gedachten Figuren innerhalb hundert Meter halten.

Hefen und Hefe.

Eine biologisch-volkswirthschaftliche Skizze von Dr. J. Pächtner.

Was sind Hefen? Was ist Hefe? Hefen nennt man eine fast unendliche Zahl mannigfaltiger verwandter, mehr oder weniger untereinander verschiedener Arten, Rassen, Familien und Gattungen kleiner Wesen, die man dem Pflanzenreich zuzählt und zumeist in die botanische Klasse der Sporenpilze eingereiht hat.

Alle Hefen sind einzellige Organismen, gehören also der untersten Stufe der Lebewesen an, alle sind mikroskopisch klein; die Größe des Individuums übersteigt selten ein Hundertstel Millimeter in der Länge und ½ Hundertstel Millimeter in der größten Dicke des rundlichen Querschnitts. Ihre Körperform ist meist eiförmig oder kugelig, bei einzelnen Arten auch „wurstförmig" langgestreckt. — Trotz ihrer absoluten Kleinheit sind die Hefezellen Organismen von größter Lebensenergie mit starken, höchst charakteristischen Eigenschaften, zudem begabt mit einem gewaltigen Fortpflanzungsvermögen.

Die Gesammtheit der ursprünglichen Hefen nennt man „wilde" Hefen. Solche finden sich fast überall massenhaft in der freien Natur. Sie haften an den Schalen der Früchte und an den Blättern der Pflanzen, sie wirbeln im Staub und wuchern in allen zuckerhaltigen Säften, in Wald und Feld wohnen sie, in Küche und Keller, ja selbst in unseren Eingeweiden hausen sie als ungebetene Gäste. — Auch der Mensch hat sich seit den ältesten Kulturzeiten Hefen zum Hausgenossen erkoren und sich durch Auswahl und Züchtung aus wilden Hefen eine Anzahl Spezialarten für besondere Zwecke zugerichtet, sozusagen gezähmt und gezüchtet. Wir nennen diese Hefen Kulturhefen oder im Kollektivbegriff kurzweg Hefe.

Wofür gebraucht man Hefe? Für alles, was durch Gährung bereitet wird, also vornehmlich durch die Bereitung von Wein, Bier, Spiritus und Hefebackwerk; ferner u. a. auch für die Herstellung vergorener Milch und anderer immanchen Ländern genießbarer Gährungserzeugnisse (Kefir, Kumys, Kwaß, Kißley-Tschi u. a.). Ohne Hefe kein Wein, kein Bier, kein Brot. Ein Kulturleben ohne Hefe ist schlechterdings undenkbar. Anderseits ist jede Verbesserung und Veredelung der Hefe und ihrer Erzeugnisse als ein Kulturfortschritt zu bezeichnen. — Welches ist nun aber die unlösliche innere Beziehung der Hefe zu den Gährungsgewerben und der Bäckerei? In beiden Fällen das ihr eigene Vermögen, Gährungen zu bewirken. Die Bierbrauerei, die Weinkelterei, die Obstweinbereitung jeder Art, die Branntweinerzeugung bedürfen der gährenden Kraft der Hefe, um aus ihren zuckerhaltigen Würzen und Maischen den Alkohol zu bereiten und neben ihm die mancherlei Gewürz- und Geschmacksstoffe, die neben und vor dem Alkohol den unnachahmlichen Werth natürlicher Alkoholika bedingen. Wenn es auch bisher nicht gelungen ist, das Wesen dieser Hefe und ihre Bildung mit Sicherheit zu ergründen, so steht doch das eine fest, daß bei ihrer Erzeugung die Hefe eine ausschlaggebende Rolle spielt. Was klären soll, muß gähren — edle Hefe, edle Gährung. Auch die Bäckerei braucht die Gährkraft der Hefe; den Teig zum „Gehen" bringen, heißt mittelst Hefe Gährungen in ihm bewirken, deren gasförmige, dampfförmige Erzeugnisse das Gebäck mit luftigen Hohlräumen durchsetzen, es porös, schmackhaft und bekömmlich machen.

Um welche Mengen von Hefen es sich dabei handelt, mag aus der Zahl von 40,000,000 Kg. hervorgehen, die in den deutschen Preßfabriken jährlich allein für Backzwecke hergestellt werden; die z. B. zur Biererzeugung benöthigte Menge Aussaathefe mag gleichfalls etwa 30,000,000 Kg. betragen. Hiebei ist zu bedenken, daß sich diese Masse während ihrer technischen Verwendung bedeutend vermehrt und auf das etwa vierfache, bei der Spiritusbereitung wohl sogar auf das 25-fache ihrer ursprünglichen Menge anwächst. Diese Betrachtung ergibt, daß im Betrieb der Gärungsgewerbe und der Bäckerei ohne besonderes Zuthun viel mehr Hefe entsteht, als für neue Aussaat gebraucht wird. Was geschieht mit dem Ueberschuß? Für die Bäckerei z. B. löst sich die Frage von selbst; sie wird mitgegessen und bildet jedenfalls einen werthvolleren Bestandtheil des schmackhaften Brotes, als man gemeinhin bedenkt; es handelt sich auch um ganz respektable Mengen. Nehmen wir an, daß sich die vorhin für den deutschen Jahreskonsum genannte Zahl von 40,000,000 Kg. Backhefeaussaat im gehenden Teig verdreifacht, so verspeisen wir also mit unsern Brötchen und Kuchen jährlich 120,000,000 Kg. Hefe — wer möchte das denken! Auch die Spiritusfabrikation verwerthet ihre Hefen; sie werden in den Schlempen verfüttert und so unbewußt als treffliches Kraftfutter verwerthet.

Anders liegen die Dinge bei der Bierbrauerei und der Weinbereitung. Hier scheidet sich die Hefe im Lauf der Gärung von ihren Erzeugnissen und liegt schließlich als unscheinbarer bräunlicher Bodensatz im Gärfaß, nachdem sie ihre Schuldigkeit gethan und erwartet ein ruhmloses Ende. Man nimmt von ihr noch bestenfalls, was man zur nächsten Aussaat braucht, und die übrigen drei Viertel der ganzen Masse läßt man größtentheils in die Gosse laufen. Wozu der Lärm — wird mancher Leser fragen — was liegt an einem bißchen verbrauchter Hefe!? Wir wollen einmal nur am Beispiel der Bierhefe sehen und rechnen, denn Zahlen beweisen. — Die deutschen Brauereien erzeugen jährlich ca. 70,000,000 Hl. Bier; pro Hektoliter Bier bedarf es circa 1½ Kg. Hefe (abgepreßt) mit ca. 25 Prozent Trockensubstanz. Dies ist aber in einem Jahr 1,5 . 70,000,000 = 105,000,000 Kg. abgepreßte Bierhefe mit ca. 25 Prozent Trockensubstanz. Angenommen, daß ca. ein Viertel dieser Menge für neue Aussaat verwendet wird, so bleiben rund 75,000,000 Kg. unverwerthet. Was bedeutet diese Zahl?

Ein Kilogramm solcher Hefe enthält 25 G. Trockensubstanz, diese wiederum 18 G. und 232 G. organische Substanz; die organische Substanz der Hefe besteht aus 145 G. Eiweiß, 8 G. Fett, 4 G. Rohfaser und ca. 75 G. Extraktstoffen; sie besitzen einen Brennwerth von 1100 Kalorien. 1 Kg. frisches Fleisch (mageres Ochsenfleisch) enthält gleichfalls 250 G. Trockensubstanz, bestehend aus 12 G. Asche und 238 G. organischer Substanz; letztere ist aus etwa 210 G. Eiweiß und 28 G. Fett zusammengesetzt; ihr Brennwerth ist 1010 Kalorien. Ein Vergleich dieser Zahlen ergiebt leicht folgende Ueberlegung: 1 Kg. Preßhefe und 1 Kg. mageres Ochsenfleisch liefern annähernd gleich viel Trockensubstanz und gleich viel Brennwerth; angenommen, der Nährwerth der Hefetrockensubstanz wäre gleich dem Nährwerth der Fleischtrockensubstanz, so wäre 1 Kg. solcher Hefe im Nährwerth gleich 1 Kg. des verglichenen Ochsenfleisches. Mit anderen Worten: unsere 75,000,000 Kg. überschüssige Brauereihef. könnten als Nahrstoffe ebenso viele Millionen Kilogramm Ochsenfleisch ersetzen. 75,000,000 Kg. Fleisch, das bedeutet eine Herde von rund 165,000 Stück respektabler Ochsen (à 15 Ctr. lebend) oder einen Geldwerth von 120,000,000 M., das Kilo Ochsenfleisch niedrig zu 1.60 M. gerechnet.

Das wäre freilich schön und gut, wird mancher erwidern, aber Hefe ist doch kein Ochsenfleisch. Soll's auch nicht sein, aber ein mindestens gleichwerthiger Ersatz dafür; daraufhin wollen wir die Hefe einmal genauer ins Auge fassen.

Wenn wir noch einmal die Zusammensetzung von Fleisch und Hefe vergleichend betrachten, so fällt uns gleich der einseitige Eiweißreichthum des Fleisches auf; auch die Hefe ist sehr eiweißreich, aber sie zeigt doch ein viel ausgeglicheneres Verhältniß zwischen Eiweiß und Extraktstoffen. Wir wissen, daß eine einseitige Eiweißnahrung auf die Dauer nicht bekömmlich ist; folglich spricht die mehr ausgeglichene Zusammensetzung der Hefe a priori zu ihren Gunsten als selbstständiges Kraftnährmittel. Noch mehr thut dies ihre feinere chemische Zusammensetzung, speziell z. B. ihr reicher Gehalt an Lecithinen, jener begehrten Nervennahrung unserer Tage. Der Raum gestattet nicht, hierauf einzugehen.

Wie könnte man nun die großen Hefeüberschüsse unserer Brauereien als solches Kraftnährmittel zur Verwerthung bringen, d. h., sie in eine Form überführen, die als preiswerthe, dauerhafte, versandtfähige Handelswaare gleichzeitig ein Nahrungs- und Genußmittel für weite Kreise der Bevölkerung böte?

M. Delbrück, der vielseitige Organisator und Berather unserer Gärungsgewerbe, hat die Initiative zu einer großzügigen Lösung dieser Frage gegeben: Trockenhefe. Ihre Durchführbarkeit hat sich in mehrjährigen Versuchen glänzend erwiesen. Die Prüfung geschah umfassend und mit größter Sorgfalt; sie hat sowohl die Technik der Trocknung als den Nähr- und Genußwerth des Trockenproduktes eingehend untersucht. Gegenstand der Untersuchungen war getrocknete Bierhefe, die zumeist nach den für diesen Zweck besonders ausgearbeiteten Verfahren der Trocknung auf dampfgeheizten rotierenden Walzen hergestellt wurde.

Sie wird zur Entfernung der anhaftenden Hopfenbitterstoffe zunächst gewaschen und alsdann in der genannten Weise getrocknet, aus welchem Prozeß sie in Form einer feinblättrigen, schwach gelblichen Masse hervorgeht. Diese Masse ergibt gemahlen ein fast weißes, feines Pulver von angenehm aromatischem Geruch und einem schwachen, an Nußkern erinnernden Geschmack. Auf Grund dieser Erfahrungen wurde das Präparat unter der Bezeichnung Nährhefe weiteren Kreisen zugänglich gemacht und hat inzwischen binnen kurzer Zeit zunehmend Anhänger und Verbreiter gefunden, besonders in der Aerztewelt.

Somit hat die aus dem Hefeüberschuß der Brauereien stammende Nährhefe des Instituts für Gärungsgewerbe in Berlin den Beweis ihrer Existenzberechtigung glänzend erbracht. Die bestehende Anlage ist freilich nur ein Versuch, der den Boden für die Verwirklichung einer volkswirthschaftlich bedeutsamen Idee vorbereitet.

Kleptomanie.

Von Dr. C. Schleich.

Die Seelenstimmungen der Monomanen. — Die ununterdrückbaren Affektstimmungen der Seele. — Der Kleptomane ein funktionell Verrückter. — Die Moralbegriffe des Kleptomanen. — Der Diebstahl als Sport der Kleptomanen. — Das entgleiste Unterbewußtsein. — Die primitiven Instinkte des Kleptomanen. — Kleptomanie die Entgleisung der Reichen. — Diebstähle der Sammler. — Der geistige Diebstahl.

Es gibt in der irrenärztlichen und kriminalistischen Literatur eine ganze Reihe von Fällen, bei welchen ein eigenthümlicher Trieb, ganz bestimmte, meist gegen die Moral und Sitte verstoßende Handlungen zu begehen, die unmittelbare Antwort auf irgend einen erheblicheren Eindruck von Seiten der Umgebung (Außenweltreiz, wie die Psychologie sagt) darstellt. Ein Arbeiter, sonst ganz „vernünftig", legt irgendwo Feuer an, wenn er von seinem Brotherrn gescholten wird. Er leidet, sagt dann der Gerichtssachverständige, an Pyromanie, Feuersucht resp. Feueranlegesucht. Jede Emotion zeigt immer den gleichen komplizierten Innenautomaten seiner Seele in Aktion, bei dem die Feuerlegung mit allem Zubehör so sicher am Ende der seelischen Vorgänge produzirt wird, wie das Stückchen Chokolade im Stollwerckschen Verzaugungskasten auf den Einwurf eines Zehnpfennigstückes. Ein im übrigen normaler Musiker verspürt in gleicher Weise nach jedem größerem Erfolge oder Mißerfolge einen unbezwingbaren Durst nach unsagbaren Quantitäten und Qualitäten zum Glück nicht immer alkoholischer Getränke. Bei ihm ist der Genuß von Flüssigkeiten nicht ein Labsal, eine Befriedigung eines der Erfüllung zugänglichen Triebes, sondern ein Zwang, der auf alle Fälle trotz aller Gegenvorstellungen, trotz alles eigenen Bedauerns der Herr der seelischen Motive bleibt. Solch ein armer Musiker — es gibt solche Durstsüchtigen übrigens in allen Ständen — ist, sagt der Irrenarzt, ein Dipsomane. Wo die die Seele treffenden Erregungswellen des täglichen Lebens in den Trieb der Mordlust, bisweilen der Selbstvernichtungssucht ausmünden, so spricht man von einer Monomania homocidii oder suicidii, einer zwangsweise auftauchenden Lust, sich oder andere ins Jenseits zu befördern. Auch die ungestillte Liebessehnsucht mancher Frau, die Nymphomania, beim Manne als Satyriasis bekannt, bedeutet eine zwangsartige Triebbefriedigung als Antwort auf verhältnismäßig geringe Veranlassungen hin.

Diese Formen zwangsweise eingeleiteter Affekthandlungen sind nun nicht bedingt, wie man gelehrt sagt, durch ein „anatomisches Substrat", das heißt durch eine nachweisbare organische Störung der stofflichen Substanz des Gehirns, sondern es sind allein Störungen im Ablauf der Weberschiffchen des Seelenorgans; es handelt sich um Räderstockungen, Stromversagungen, Kurzschlüsse oder ähnliches, also im wesentlichen um etwas, was sich auf das Funktionieren sonst ganz intakter Apparate bezieht. Es sind „Verrücktheiten" mit gewisser rhythmischer Einseitigkeit, weil ein von der Norm auffällig abweichender, aber ständig funktionell erzwungener Kontakt zweier Systeme vorhanden ist, vielleicht allein durch den Fortfall, der an solchen bestimmten Stellen bestehenden physiologischen Hemmung. Wo bei einem normal Veranlagten eine Auslösungsschwierigkeit, eine Eindämmung der Stromerregung in der Seele besteht, findet sich bei diesen Monomanen eine Erleichterung, eine gesteigerte Abschüssigkeit der Gleitbahn, gleichsam ein Fortfall der Hemmungsgespinste zweier parallel mit einander verlaufenden Seelenströme.

Also die Monomanen sind Leute, die ihre gegen die Sitte und Gesellschaft verstoßenden Handlungen in einer ununterdrückbaren Affektstimmung der Seele begehen, gerade wie auf den schmeichelnden Ausdruck „Sie Lump!" vom betroffenen Theil gewöhnlich der meist erfolgreiche Versuch zu einer schallenden Ohrfeige erzeugt wird. Aber die im Affekt auf eine Beleidigung zuschlagende Person handelt doch in einer gewissen Begreifbarkeit, die Waage zwischen Beleidigung und Strafe steht gut und gleich, während der Affekt-Monomane als „Ohrfeigensüchtiger" auch bei den geringsten Veranlassungen die Hand lockern würde.

Nun wird nach diesen leider etwas weitausholenden Vorbemerkungen der geneigte Leser sich selbst sagen können, wie man wissenschaftlich die „Stehlsucht" sich zu erklären resp. womit zu vergleichen hat. Zur Sicherheit will ich aber diese Definition noch einmal mit ihm vornehmen. Der Kleptomane ist also ein funktionell Verrückter, bei welchem Besitztriebe gegen fremdes Eigenthum zwangsweise in der Seele auftreten, ohne durch Erziehung, Moral und Furcht vor Strafe usw. gehemmt werden zu können, und zwar werden diese Gelüste, etwas Fremdes zu besitzen häufig bei an sich werthlosen Gegenständen mobil, und zweitens hat oft der Kleptomane ebenso gut die Möglichkeit, ohne seine Kasse zu belasten, das ersehnte Objekt ganz einfach zu kaufen. Das ist das merkwürdige antisoziale Moment der Kleptomanie.

In zweifacher Beziehung also ist hier etwas gesellschaftlich Unlogisches in der Handlungsweise des Stehlsüchtigen, des „Mußgreifers", wie die Kleptomanen sehr witzig in der Diebssprache genannt werden. Einmal beherrscht sie, wie alle Monomanen, wie aber auch alle Verbrecher ein Trieb, gleichsam durch ihren Handlungen gegen Staat und Satzungen, gegen Recht und Sitte stillschweigend aber energisch zu protestiren. Jeder Verbrecher hat das mit den Genies und Menschheits-Vorposten gemein, daß er die sozial gegebenen Schranken skrupellos durchbricht. Wäre Besitz wirklich ein Unrecht, so wäre der Diebstahl nichts als ein Akt ausgleichender Gerechtigkeit, der Dieb wäre damit ein Genie einer Moral, die lehren müßte, ohne den Eigenthumsbegriff zu leben. Aber der Dieb hat, wenn er nicht geisteskrank ist, im Gegentheil das volle Gefühl des zu Recht bestehenden Eigenthumsbegriffes, er ist sich auch sehr wohl der Strafbarkeit seiner Handlungen bewußt, ja er arbeitet womöglich unter Zuziehung der Strafgesetzgelehrten aus dem Zuchthaus und mit peinlicher Berücksichtigung aller Momente, welche ihm ein geringeres Strafmaß ermöglichen. Dazu gehört auch das „feste Leugnen" bis zu absoluter Ueberführung. Der Dieb führt den Vorpostenkampf seiner Sondermoral vom Werthbegriffe mit allen Mitteln der versteckt und sicher arbeitenden vorbereitenden Planmäßigkeit. — Die Gelegenheitsdiebe sind keine eigentlichen Verbrecher-Naturen. Beim Gelegenheitsdiebstahl reichen sich der mal entgleiste Anständige und der Kleptomane die Hand. Im Ganzen aber besteht eben zwischen verbrecherischem Diebstahl und der Kleptomanie in Bezug auf diesen Punkt des antisozialen Gehalts des Triebes manch tiefgreifender Unterschied.

Der Kleptomane könnte wohl, wie Dr. Mors in Bonns Sherlock Holmes haßerfüllt die gesellschaftliche Ordnung als verfehlt und verbrecherisch gegen das Menschenrecht angreifen, ihm ist nicht der Besitz Diebstahl, man ist fast versucht zu sagen, ihm ist Diebstahl ein Besitzstand seiner Seele. Die Funktion des Diebens ist ihm ein eingeborener Trieb, seine Elternatur hängt gar nicht am Gegenstand an sich und seinem Werthbegriff, sondern das oft sinnlose Rassen, Häufen und Verstecken von gänzlich überflüssigem Zeug: Tischtüchern, Gabeln, Bestecken, Federhaltern, Noten, Briefmarken, Photographien etc. etc. ist ihm als Vorgang einer funktionellen Bethätigung ohne jeden Intelligenzantheil eine Lust. Sagt Hutten: es ist eine Lust zu leben, so würde ein Kleptomane, wenn er überhaupt über sich etwas aussagen könnte, ausrufen: es ist eine Lust zu stehlen! Aber der Kleptomane gleicht dem Somnambulen in Begehung der That. Er wandelt im Augenblicke der sein Gehirn überfluthenden Affektwelle mit einer Bewußtseins-Ablenkung einher, es ist gleichsam eine andere Schicht seines Gehirns am Ruder, ein tiefes, unterbewußtes Ministerium des Dunkels der Triebe hat die Steuerung der seelischen Automaten und körperlichen Bewegungsfolgen übernommen, es ist eine Suggestion in ihm, die von dem Objekte zum Subjekte ausgeht. Wie Sudermann so allerliebst seinen Verbrecher Struve in „Stein unter Steinen" sagen läßt: „sie laufen einem nach, die Diamanten; sie lassen einen nicht los", so geht vom angeblichen Gegenstand eine nebulisirende Bewußtseinsverdunkelung aus, wie vom Auge der Boa Constrictor auf das kataleptisch sich streckende Kaninchen.

Der wirkliche Kleptomane wird stets wenig auszusagen haben über sein dunkles, eben der Intellekt-Kontrolle entzogenes Triebleben. Das bestätigen die Berichte von Augenzeugen, welche der Ertappung von Kleptomanen in unseren großen Waarenhäusern beigewohnt haben. Ihnen fällt immer der Blick ins Leere, das Abgeblendete, das echte Verlegenheitsgesicht der Schuldlosen auf, was so himmelweit verschieden ist von der frechen Unbefangenheit des bewußt Schuldigen. Auch für diese Art Kranke sprach Goethe das schöne Wort:

„Ihr himmlischen Mächte!
Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein!"

Der Kleptomane ist in Begehung der That gleichsam wie ein Wesen ohne Großhirnrinde, wie wir solches als decapitierten, hüpfenden und abwehrenden Frosch geschmackvoller Weise als Studenten so oft serviert bekamen; er ist ein Mensch, der gleichsam in eine andere Zone früherer, vorfahrengemäßer Entwicklungsperioden zurückgeblendet ist. Da haben wir mit einem Male den Angelpunkt der ganzen Angelegenheit.

Wenn wir den Entwicklungsgedanken für die Psychologie mobil machen, und es ist ja wohl das Recht der Mitlebenden, die Kulturgedanken bis auf die letzten Konsequenzen auszudenken, selbst auf die Gefahr hin, ihren Widerspruch mit den Thatsachen aufzudecken, was immer noch ein Fortschritt sein müßte, wenn wir also dem Entwicklungsgedanken nachgehen, so muß das Gehirn aus dem Rückenmark ebenso schichtartig nach oben fort entwickelt sein, wie der Schädel aus dem letzten Wirbel, was schon Goethe tiefschauend nachwies.

Dann aber lagern auch die vorentwickelten Zonen als gleichsam testamentarischer Bestand der überwundenen Daseinsperioden übereinander. Dann ist eben das Unbewußte insgesammt gleichsam die organisch und funktionell aktive Wegstrecke, die evolutionistische Marschroute der Menschheit, kontrollirt und gehemmt vielfach von den Anpassungsfesseln des gegenwärtigen auf Erhaltung gerichteten Orientirungs-Apparates, des Intellekts, aber ebenso ins Intellektuelle hineinreichend mit dem Wetterleuchten vergangener Katastrophen, Siege und Niederlagen, der gewesenen Geschlechter. Darum aber machen alle Abblendungen des Bewußtseins frühere, atavistische Funktionen frei und darum hat der triebartige, „kranke" Verbrecher eben durchaus antisoziale Tendenzen, weil gleichsam in ihm die Vergangenheit der Menschheit sich aufbäumt gegen die Fessel gegenwärtiger sozialer Kultur und Sitte. So, meine ich, wird auch der Diebstahltrieb der Kleptomanen, wie jede antisoziale Strebung, zu erklären sein als das Emportauchen einer verschollenen, überwundenen Menschheits- und Thierperiode, wo der naive Trieb des wahllosen Ergreifens dessen, was Nutzen bringen könnte, noch vollberechtigt und erhaltungsgemäß war. Damit stimmt sehr gut die Thatsache überein, daß die moderne Psychiatrie den Begriff der Monomanie gestrichen hat, weil nicht ein Einzelbezirk, etwa ein Centrum des Mordes, des Feuergedankens, der Lust am Besitz krank ist, sondern weil alle diese Monomanen allgemeine Kranke sind.

Es sind stets Imbecille (Schwachköpfe), Hysterische, entnervte Greise, an Moral Insanity, an Epilepsie Leidende, aus welchen sich die Schaar der Monomanischen rekrutirt, und es wird fortan nicht mehr genügen, die Thatsache festzustellen, daß Jemand zwecklos oder triebhaft stiehlt, um ihn freizusprechen, sondern dem Begutachter vor Gericht wird der Nachweis obliegen, daß die Kleptomanie thatsächlich bei solchen Menschen nur ein Symptom einer ganz allgemeinen Alteration des Nervenlebens darstellt. Freilich bleibt es auffällig, daß thatsächlich so selten bei Besitzlosen die Frage nach der Kleptomanie aufgeworfen wird, da kein Grund einzusehen ist, warum es unter den Armen nicht ebensoviele schwachköpfige Kleptomanische geben sollte, als unter den Reichen.

Es ist nur die Verblüffung, die entsteht, wenn eine Gräfin oder Fürstin silberne Löffel stiehlt, die bisher die Kleptomanie gerade als eine Geisteskrankheit der Besitzenden erscheinen ließ. Ich meine, es müßte in den Kreisen des besitzlosen Volkes auch Kleptomanische geben, wie in denen der Reichen, einfach, weil Gehirnkrankheiten, wie alle biologischen Momente eher den Schutzlosen und Mittellosen erreichen, als den hygienisch besser situierten Vermögenden. Vergleichen wir einmal den Zwangsspieler mit dem Kleptomanen, was durchaus angängig ist, so finden wir allerdings einen ähnlichen Thatbestand: es gibt mehr fanatische Spieler unter den Gutgestellten als in Arbeiterkreisen, und hier, wie bei der Kleptomanie, scheint in der That der Besitz an sich mehr disponierend zu dieser Form des geistigen Erkrankens zu wirken, als die Armuth. Man kann aber unschwer voraussagen, daß die hoffentlich bald einmal erfolgende Freisprechung eines armen Gewohnheitsdiebes wegen Kleptomanie als ein Akt der ausgleichenden Gerechtigkeit eine heilsame Sensation erregen wird.

Diese Plauderei soll nicht endigen, ohne einige interessante, fast vogelfreie Diebstähle unter Besitzenden berührt zu haben, welche manchmal geradezu als ein legitimes Diebsprivileg gewisser Stände und Genossenschaften erscheinen. Wer kennt nicht die Photographie-Diebin, die harmlos ist, gegen den Briefmarken- und Münzendieb? Wer weiß nicht von Besitzergreifung geliehener Bücher? Alle Sammler kennen die Gefahr des stehlenden Amateurs. Der Antiquitäten-Dieb, der Dieb der Klein-Schmetterlinge, der der mikroskopischen Präparate sind Beispiele, solchen meist gewohnheitsmäßig gedrillten, wenigstens nicht strafrechtlich verfolgten Eigenthumsraubes. Da scheint es, als wenn allein der Illusionswerth der begehrten Gegenstände den für gewöhnlichen Begriff schamlosen Diebs entschuldigte. Aber diese gewissermaßen konzessionierte Gilde der Sonderlingdiebe richtet immer noch auf faßbare, stoffliche und transportable Gegenstände ihren Appetit; noch feiner, meist unbemerkter und unverfolgter ist der Diebstahl von Geschichten, Anekdoten und Erlebnissen.

Ich kenne Leute, die stets die Abenteuren anderer als ihre eigenen wiedererzählen und schließlich aus Uebung zu vollständigen Doppelnaturen sich ausleben, eine Art Großkapitalisten der Erfahrungen, die andere für sich arbeiten lassen. So war ich Zeuge eines amüsanten Streites gelegentlich einer Hochzeit, bei der der erste Redner seinen Sermon begann mit den Worten: „Mein Freund, Justinus Kerner, pflegte zu sagen etc." Der zweite Redner behauptete, das sei eine Art geistiger Aneignung, denn Vorredner habe Justinus Kerner nicht gekannt, sondern er sei rechtmäßiger Citator des schönen, mir leider entfallenen Ausspruches, worauf mein Nachbar mir ins Ohr flüsterte: „Sie haben ihn beide nie gesehen! Ich war sein Freund!" Da das letztere erweisbar wahr ist, so hatten augenscheinlich die beiden dem dritten diese Bekanntschaft gestohlen. Ja, ja! Berühmtheiten werden oft gestohlen. Auch das ist eine unrechtmäßige Besitzergreifung. Hier öffnet sich für den Psychologen ein sehr interessantes Gebiet, wo die Lüge der Diebesgilde Hand reicht.

Zum Schlusse noch etwas über den geistigen Diebstahl. Er ist häufig. Im privaten Leben nie verfolgt, ruft er in Zeitschriften eine Fehde unerbittlicher Reklamationen hervor. Die Geschichte, die einzige berufsmäßige Richterin, hat öfter noch als ihre Kollegin Justitia Fehlsprüche gethan. Auch hier soll die Abblendung des Bewußtseins der unbewußte Diebstahl eine große Rolle spielen, wie noch jüngst in einem Literatenstreit kühnlich behauptet wurde. Das Prozeßverfahren bei geistigem Diebstahl nennt man sehr ritterlich Prioritäts-Streit. Einen sehr verbreiteten Diebstahl, den der Liebe, aber nennt man Ehebruch. Gibt es dabei nicht auch für den Regen der Vorwürfe und Verurtheilungen den Regenschirm der Kleptomanie?

Billige, lustige Wettspiele.

Einen höchst lustigen Zeitvertreib weiß ich für euch, wenn ihr das nächste Mal Besuch von Freunden und Freundinnen habt: Erbittet euch von eurer lieben Mutter eine Handvoll Sago und eine Handvoll Graupen, sowie eine große Tasse ganzer, getrockneter Erbsen. Sie wird gewiß staunen und fragen, ob ihr durchaus kochen wollt, aber dann sagt ihr nur schnell, was weiter mit diesen Sachen geschehen soll. Außerdem schneidet ihr aus dem Anzeigentheil einer Zeitung so viel Buchstaben aus, als ihr finden könnt, und gebt sie sorgfältig in einen leeren Briefpapierkarton. Zu guter Letzt fahndet ihr noch auf recht vielfach verknotete Bindfadenreste — oder sollte es die bei euch nicht geben? Es werden nun je nach der Zahl eurer Gäste drei bis vier Spieltische zurechtgemacht. Die Spieler an Tisch 1 erhalten den Auftrag, die Knoten in dem Bindfaden möglichst schnell zu lösen. Tisch 2 muß mit Hutnadeln die Erbsen aufpicken und in eine Schüssel legen. Die Aufgabe von Tisch 3 besteht darin, die in einer Tasse gemischten Reis-, Sago- und Graupenkörner mit kleinen Löffeln zu sortiren und in kleine Tassen zu thun. An Tisch 4 ergeht der Auftrag, aus den einzelnen Buchstaben Worte zu bilden, indem man sie auf Papier nebeneinander klebt.

Diejenigen Spieler, die während eines beliebigen Zeitabschnittes die meisten Knoten gelöst, resp. Worte geklebt haben, rücken an einen anderen Tisch auf. Die Sieger an allen vier Wettspielen erhalten kleine Scherzpreise.

Wißt ihr, was so besonders nett bei diesen Wettspielen ist? Daß sie so unbändig viel Spaß machen, ohne viel zu kosten. Sie sind euch ein Beweis, daß die Unterhaltung durchaus nicht von der Schönheit und Kostbarkeit des Spielzeuges abhängt.

Eine Enttäuschung.

Prinzipal (mit offener Zigarrentasche zu seinem Kommis tretend): „Müller, rauchen Sie?"

Kommis (erfreut, will zulangen): „Ei ja, gewiß, Herr Prinzipal."

Prinzipal: „Dann haben Sie wohl Streichhölzer bei sich? Wollen Sie mir eins geben!"